



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 139.

Freitag, 18. Juni

1926.

Edelsteine.

(13. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Hans Svan.

(Nachdruck verboten.)

Alle lächelten, nur des Kommissars Züge blieben sich immer gleich.

„Ich“, meinte er, „möchte, wie wir es ja besprochen haben, hier im Hause bleiben...“

„Ja, glauben Sie denn, der Verbrecher wird zum dritten Male hierherkommen?“

„Das nicht, Herr Staatsanwalt, aber ich bin wie ein Jäger. Ich verzichte ungern darauf, wenn ich mir mal einen Anfsch oder derartiges vorgenommen habe.“

„Für seine Liebhabereien kann keiner!“ sagte Dr. Losh. Und der Untersuchungsrichter meinte:

„Ich kann mir das vorstellen! Bei dem Sport — denn eine Art Sport ist es doch, den Herr Dr. Splitterricht betreibt — da gelten keine Nerven! Da gibt es keine Müdigkeit! Da gibt's nur eins: den Erfolg! Dem ordnet sich alles unter!“

„Na, und wollen Sie denn dem Herrn Kommissar nicht ein bißchen Gesellschaft leisten, lieber Lindenblatt?“ neckte der Staatsanwalt, „da hat er es doch leichter!“

„Ich danke, danke, ich bin kein Sportsmann!“

Herr Dr. Lindenblatt stand schon in der Tür mit dem Geheimrat, der sich nochmals nach seiner Patientin umsehen wollte.

„Ist es Ihnen nicht ein bißchen gruselig mit dem da?“ fragte der Staatsanwalt, auf den Leichnam hinweisend, der auf dem Tische lag.

„Ich war in den Pestjahren in Indien. Da habe ich Häufen von Leichen gesehen... und was für welche.“

„Sie kennen wohl überhaupt keine Furcht?“

„Ich weiß nicht“, sagte Dr. Splitterricht, „ich kann mir von der Art dieses Gefühls keine rechte Vorstellung machen.“

Gleich darauf war er allein im Atelier. Draußen im Gange hörte er noch Stimmen, hörte die der jungen Dame des Hauses deutlich aus den anderen und dachte einen Augenblick daran, ob wohl ein Wesen wie Thekla, das ihm alle Sympathie einflößte, ihn in seinem Entschluß, allein zu bleiben, wankend machen könnte? ... Dann verflangen die Männer Schritte die Treppe hinab, das Haustor ging. — Das Haustor...

Ja, da hinaus hätte der Verbrecher doch entfliehen müssen... Allerdings konnte er auch den Weg hinten durchs Treibhaus wählen, den der Kommissar selbst vorhin gegangen war und den der Kunter seinem Komplizen wahrscheinlich erklärt haben würde.

Aber auf alle Fälle hätte der Verbrecher doch den Gang entlang kommen müssen. Einen anderen Weg gab es einfach nicht, um das Haus zu verlassen. Es sei denn, daß er sich aus dem Fenster herabgelassen hätte, was hier am Markt, noch dazu bei diesem hellen Mondschein, von der Straße aus sicher bemerkt worden wäre. Aber wie war das nun?

Die Krankenschwester, die doch einen recht sicheren Eindruck machte, hatte nur davon gesprochen, daß vor dem Schuß jemand über den Korridor geschlichen sei, an ihrer Tür halt gemacht hätte, dann leise weiter gegangen und schließlich auch vor der Boudoirtür stillgestan-

den wäre. Dann sollte er nach rechts, also zurück nach dem Atelier geschlichen sein.

Aber war er auch von dort gekommen?

Wahrscheinlich doch! Er mußte doch von unten herauf irgendwie ins Haus gedrungen sein. Von vorn war es schwieriger, denn einmal machte das schwere Haustor beim Aufschließen und Öffnen ein ziemliches Geräusch, zum anderen aber mußte das nächtliche Betreten des Hauses, obendrein dieses Hauses, durch einen fremden Menschen auffallen...

Vielleicht war er über Tag irgendwo versteckt gewesen und hatte den Weg durch Gärten und Höfe genommen.

Dem Kommissar ließ es keine Ruhe: Er mußte von der Krankenschwester noch einmal genau hören, wie ihre Beobachtungen in der Nacht gewesen waren!

So verließ er das Atelier, das er hinter sich abschloß. Aber ehe er den Fuß über die Schwelle setzte, sah er — warum? das hätte ihn niemand fragen dürfen — noch einmal aufmerksam zu dem Toten hin.

Der erschossene der Kunter lag wieder auf dem Rücken. Auf dem großen Tisch hatte der nicht kleine Leichnam beinahe Platz. Nur die Füße in ihren Ledertiefeln mit grauem Wildledereinsatz ragten ein wenig über die Platte hinaus. Über den Oberkörper hatte man wieder das Hemd gezogen und dann hatte ihn Geheimrat Wildner sorgsam mit dem Jodett zugedeckt...

Dr. Splitterricht ging leise über den Gang und blieb vor dem Krankenzimmer stehen; leise klopfte er an die Tür: „Ich bin's, Dr. Splitterricht.“

Zu seiner Überraschung öffnete Thekla.

„Wir lösen uns ab, Schwester Adelsheid und ich“, erklärte sie, auch nur mit den Lippen redend, und bat ihn mit einer Handbewegung, einzutreten.

„Ich wollte Schwester Adelsheid etwas fragen... und zwar über ihre Wahrnehmungen auf dem Korridor“, sagte der Kommissar beinahe lautlos.

Thekla ging zur Tür, die ins Boudoir führte, und nahm behutsam die Portiere herab:

„Jetzt können wir ein wenig ungenierter reden, Herr Kommissar... Die Arme hat mir vorhin erzählt, daß sie in den letzten Nächten kaum eine Stunde geschlafen hätte... Sie ist offenbar besonders gewissenhaft und hat daher das Glück, stets zu den schwersten Fällen gerufen zu werden!... Und da möcht' ich sie gern, wenn's nicht gar zu eilig ist, ein bißchen ruhen lassen!... Wollen Sie inzwischen wieder gehen, Herr Kommissar, oder wollen Sie mit ein bißchen Gesellschaft leisten?“

Dr. Splitterricht nickte zustimmend und setzte sich auf ein kleines Taburett, unweit des Lehnstuhls, der am Krankenbett stand.

„Vielleicht“, sagte Thekla, „haben Sie auch mich noch etwas zu fragen. Ich antworte Ihnen gern!“

Er dachte nach, ein klein bißchen abgelenkt durch den Reiz des schönen Mädchenkopfes, der sich in der tiefen, blauen Dämmerung der verschleierte Lampe des Krankenzimmers allein von dem dunklen Lederpolster abhob. Die Kranke lag still, nur von Zeit zu Zeit glitten

die Finger der Fiebernden mit leisem Krachen über die Daunendecke.

„Seit wieviel Jahren ist der Tote hier im Hause gewesen?“ fragte er plötzlich.

Thekla richtete sich jäh im Sessel auf. Mit zitternder Stimme, ohne im Augenblick an die Kranke zu denken, rief sie:

„Also Sie haben die Überzeugung gewonnen, daß Wolf Stark . . ., daß er es getan hat?“

„Pst! mein Fräulein . . . leise . . . leise! . . .“

„Ach so . . .“ Sie hielt die Hand an den Mund. „Aber es ist so, Herr Kommissar! nicht wahr?“

„Leider, ja . . . wenigstens, daß er mitschuldig war.“ Sie sank zurück.

Er legte für eine Sekunde die Hand auf ihren Arm:

„Sie müssen sich mit dem Gedanken vertraut machen, mein Fräulein, so schwer Ihnen das vorläufig auch vorkommen mag . . .“

„Aber meine Tante! . . . Was wird Tante sagen, wenn sie es erfährt! Und erfahren wird sie es doch mal!“

„Wenn Ihre Frau Tante Leben und Gesundheit wiedererlangt, dann wird sie auch die Kraft haben, diese allerdings fürchterliche Kunde zu ertragen. Ein wirklich inniges Verhältnis hat ja, soweit ich von Ihnen und auch von anderer Seite erfahren habe, längst nicht mehr zwischen den beiden bestanden.“

Thekla schüttelte den Kopf.

Bei Tantens vornehmer Gesinnung war das unmöglich. Wolf Stark war alles andere nur kein nobel empfindender Mensch! Aber Sie wollten wissen, Herr Kommissar, wann er hierherkam? . . . Ja, das muß jetzt fünf Jahre her sein . . . nein . . . vierundeinhalb Jahre etwa. Ich war damals vierzehn. Ich entsinne mich noch ganz deutlich, er kam gerade nach meinem Geburtstag, der am 8. Januar ist. Es war ein sehr kalter Tag . . . und wir waren sehr aufgeregt . . . besonders Tante! Es war doch der Sohn Jan Stark de Ruyters, den sie erwartete . . . Und dieser Onkel — auch ein Bruder meines Vaters, gerade wie Harold de Ruyter, Tantes späterer Mann — der war, wie sie mir mal im Vertrauen erzählte, Tantes erste Liebe . . . Sie waren heimlich fest versprochen und, wenn ihr auch alle abredeten, so hätte ihn Tante Amaranth doch genommen. . . . Da gerade einen Tag, ehe die Verlobung gefeiert und bekannt gemacht werden sollte, reiste Onkel Jan Stark plötzlich ab . . . ohne ein Abschiedswort . . . ohne Brief an die Tante . . . Viel später hat er ihr erst geschrieben, er fühlte sich ihrer nicht würdig, und er hätte das bestimmte Gefühl, daß er sie doch nur unglücklich gemacht hätte. Deswegen sei er so ohne Adieu in die Welt gegangen . . . Ich glaube, Tante war lange Zeit danach recht krank und hat die Enttäuschung sehr schwer überwunden . . . Dann nach Jahren hat sie den jüngeren Bruder ihres ersten Verlobten geheiratet. Und ich glaube, sie ist mit Onkel Harold, der ebenso wie sein älterer Bruder und wie mein seliger Vater nur schon lange tot ist, sehr glücklich gewesen.“

„Ihr Herr Onkel, Jan Stark, meine ich, der hat sich dann im Ausland verheiratet?“

„Ja, in Chile, mit einer Kreolin. Er war auch einmal in Europa mit ihr . . . Tante sagte: sie wäre eine wunderschöne Person gewesen.“

„Hatten die Eheleute da schon ein Kind, einen Sohn?“

„Das weiß ich nicht. Aber mir ist fast so, als hätte Tante das mal gesagt. Ich weiß nur, daß meine Tante, wenn irgend wieder eine Schlechtigkeit von Wolf Stark ans Tageslicht kam, immer sagte: So etwas hätte sein Vater niemals getan!“

Dr. Splittericht nickte:

„Und nun kam vor viereinhalb Jahren Wolf Stark zurück nach Europa? . . . Sie oder vielmehr Ihre Tante hätten doch vorher schon mit ihm korrespondiert?“

„Gewiß! Eine ganze Zeit sogar. Wolf Stark wollte

nämlich anfänglich gar nicht zurück. Er war Künstler und — was mir allerdings nach dem, was ich später hier von ihm gesehen habe, ein bißchen unbegreiflich vorkam — er verdiente dort mit seiner Kunst viel Geld! Damals lebte er in San Franzisko.“

„Aber Sie sagten, er wollte eigentlich gar nicht zurück in die Heimat seines Vaters?“

„Nein, er lud uns ein, ihn doch in Amerika zu besuchen . . . und wissen Sie, Herr Kommissar“ — Thekla zögerte ein wenig — „es fällt mir schwer, es zu sagen, ich glaube heute, Wolf Stark wußte damals noch nicht, wie vermögend Tante ist. Denn zur Zeit, als sein Vater in die Neue Welt ging, da waren die de Ruyters sämtlich ohne Vermögen. Meinem Onkel Harold hat die Tante ihr Erbteil zugebracht, und das hat er dann durch glückliche Spekulationen sehr vermehrt.“

„Sie meinen, als Wolf Stark das erfahren hatte, hätte er seine Ansicht geändert und wäre hergekommen?“

„Ja, das hat er mir sogar später mal ganz offen eingestanden. Er sagte damals: „Wenn hier nicht so scheußlich viel Geld wäre, hättet ihr mich nie zu Gesicht bekommen!“ Später stellte er das dann als einen Scherz hin, wie er überhaupt meist sehr darauf bedacht war, den äußeren Schein zu wahren.“

„Wie motivierte er aber seine Willensänderung, daß er nun doch herkommen wollte?“

„Eigentlich gar nicht. Er telegraphierte: „Komme dann und dann . . .“ und war vierzehn Tage später hier.“

„Wie stand er sich im Anfang mit Ihrer Tante?“ Thekla dachte nach:

„Im Anfang . . . ich weiß nicht . . . Tante Amaranth ist eine überaus gütige und dabei sehr geistreiche Frau . . . sie überlegte sich eine Sache lange, ehe sie etwas darüber sagt . . . aber wenn ich so recht darüber nachdenke, dann habe ich doch das Gefühl, als hätte er ihr von allem Anfang an nicht gefallen! Später sagte sie es direkt, ihr wäre es viel lieber, wenn Wolf Stark in Amerika geblieben wäre . . . Ja und noch eins: ganz kurze Zeit, ehe sein Telegramm ankam, hatte Wolf Stark uns geschrieben, er würde nach Mexiko gehen. Er hätte von einem großen amerikanischen Blatt den Auftrag, Skizzen aus dem Leben der Cowboys zu zeichnen.“

„Haben Sie noch Briefe von Wolf Stark aus jener Zeit?“

„Ich glaube ja. Er schrieb immer mit einer kleinen Schreibmaschine. Die hat er auch später mitgebracht und hier immer benutzt . . .“

Die Kranke schrie plötzlich auf.

Einen Augenblick später stand Schwester Adelheid in der Tür und war sofort an Frau de Ruyters Bett.

Dr. Splittericht grüßte sie leise. Aber sie und Thekla waren so mit der Leidenenden beschäftigt, daß sie es nicht bemerkten. Da zog sich der Kommissar geräuschlos zurück

(Fortsetzung folgt.)

Wanderlied.

Willst du wandern rechten Sinnes,
Sollst du leicht befrachtet sein.
Eh der Morgen graut, beginn es,
Und gar köstlich ist's allein.

Sprich zuweilen mit den Baumen,
Die am Wege träumend stehn.
Sprich zuweilen mit den Vögeln,
Die aus Feldern lichtwärts gehn.

Was kein Menschenmund dir kündet,
Keine Weisheit dir erschließt,
Leise spricht's die goldne Blume,
Die in bunten Wiesen spriest.

Dann und wann ein gutes Sprüchlein,
Da und dort rasch aufgerafft. —
Und die goldne Himmelsonne
Segne deine Wanderschaft.

Hans Gäßgen.

Reineke Fuchs — der Sünder.

Von Hugo v. Köster.

Schon in den ältesten Tierjagen spielt der Fuchs eine Rolle, und immer ist seine Verschlagenheit und List hervor-gehoben und besungen worden. Bis in unsere Tage hat er keinem Ruf als heimtückischer Verbrecher Ehre zu machen ge-wußt.

Welcher Jäger schießt nicht gern einen Fuchs? Nicht aus Mordlust — das wäre nicht weidmännisch — aber in dem Be-wußtsein, daß mit jedem auf die Felle gelegten Rotzod ein Schädling am Wildstand und ein Räuber an der Vogelwelt aus der Welt geschafft wird. Daß man in ihm einen ganz geriebenen und schlauen Sünder zu überlisten hat, der sich nicht so leicht auf den Leim locken läßt, verleibt der Jagd auf den Fuchs den besonderen Reiz.

Als ich in den achtziger Jahren auf meinem damaligen Gut Muzantien in der bulgarischen Dobrußka dem edlen Weidwerk oblag, habe ich nie mit größerem Vergnügen auf ein Stück Wild oder Raubzeug geschossen als auf einen Fuchs. Selbst der Wolf, dessen Sündenregister gewiß noch größer ist, weil er neben gerissenem Wild auch Menschen, Vieh aller Art, besonders Schafe, Lämmer, Kälber, Füllen usw., auf dem Gewissen hat, konnte mich nicht weidmännisch so erregen, als wenn ich einen Fuchs vor die Flinte bekam. Vielleicht schon deshalb, weil der Fuchs in den Steppen der Dobrußka im allgemeinen schwerer zu finden war als Wölfe, die ich auf Treib- und Bejagden zahlreich zur Strecke gebracht habe. In kalten Winternächten konnte ich z. B. vom Balkon meines Wohnhauses aus auf Wölfe schießen, wenn sie versuchten, in die Ställe einzudringen. So frech und unvorsichtig sind ja die Füchse selbst dort nicht.

Trotzdem ich dem Fuchs mit Eifer nachstellte und alle Finessen anwandte, um ihn vors Rohr zu bekommen, verdanke ich die amüsantesten Schüsse und Epochen doch Zufälligkeiten, bezw. einem besonderen Pech des schlauen Rotzods, das ihn in den Bereich meiner Flinte brachte.

Rehwild kam auf meinem Besitz äußerst selten vor. Es erweckte daher mein besonderes Interesse, als ich an einem Zuminorgen eine frühe Rehfährte entdeckte, die aus meinem Walde in das angrenzende Kornfeld führte. Vielleicht war es ein Bod, der sich aus den Wäldern des Batowagebirges hierher verirrt hatte. Am selben Abend setzte ich mich unter autem Winde nahe der Waldflure hinter ein paar kleinen Bischen an. Nach kaum einer halben Stunde wechselte ein Hase dicht an mir vorüber, um sich am Rande des Korn-feldes sein Abendbrot zu holen. Ihm folgte ein zweiter und, nur wenige Meter entfernt, ein dritter Hase. Alle drei äßen in friedlicher Ruhe nebeneinander, machten ihre Männchen und schienen mich auf die Probe stellen zu wollen. Die Hasen hoppelten etwas weiter ins Grüne und verschwanden meinem Blick. Da plötzlich hörte ich ein blitzschnelles Rauschen des Kornes. Zämerliches Klagen: Kwäh — kwäh, Trommeln von Hasenläufen auf dem sandigen Boden. Ich hatte sofort erraten, was vorgegangen war. Aufspringen, Flinte an die Wade werfen und abgeben, war das Werk eines Augenblicks. Vor mir lagen Meister Reineke und der gerissene Hase.

Daß Füchse in der Kanizeit, wie Auerhähne beim Balzen, blind und taub vor Liebestoller werden können, war mir un-bekannt. Ich habe aber diese Beobachtung machen können, als ich an einem Märzorgen von meinem Gut aus nach Baltisch am Schwarzen Meere fuhr. Ich döste vor mich hin, und dachte am wenigsten an ein etwaiges Jagdabenteuer. Hinter dem Kutscher sitz, wie immer, wenn ich durch Steppen und Wälder fuhr, sofort greifbar für mich, meine ge-ladene Büchse. Wir kamen durch einen kleinen Bestand verkümmelter Eichen mit viel Unterholz. Da zeigte mein türkischer Kutscher plötzlich mit der Peitsche nach links in das Gebüsch. Er gewahrte etwas Auffälliges. Daß man in solchen Momenten ruhig weiter fährt und keinen Ton von sich gibt, hatte er schon gelernt. Ich sah nun auch in die Richtung der ausgestreckten Peitsche und erblickte auch etwas — etwas ganz Außergewöhnliches. Dicht hintereinander tauchten ab und zu zwischen dem Buschwerk zwei sich langsam vorwärtsbewegende rotbraune Wesen auf, die ich sofort als zwei Füchse an-sprechen konnte. Um meinen Wagen kümmerten sie sich über-haupt nicht. Der Rüde schnürte unmittelbar an der Lunte der Fähe, Seher und Gehöre scharf auf diese gerichtet. Die Fähe hatte endlich doch wohl das Klappern des Wagens be-merkt; sie blieb einen Moment stehen und verhoffte gegen uns. Der Rüde wollte folgerich von diesem Aufenthalt pro-fizieren. Ich aber war bereits von dem langsam weiter-fahrenden Wagen nach rechts abgestiegen, stand im Anschlag und zog nun Büchsen- und Flintenlauf fast zugleich ab. Das Liebespaar lag wie vom Blitz erschlagen und verendete nach verzweifeltstem Geflüst gemeinsam.

Wenn ich auf meinem Gut Langeweile hatte und für jagdbares Wild Schonzeit war, die Jagdpassion mir aber doch keine Ruhe ließ, dann griff ich zu dem meist von Erfolg gekrönten Gehritt auf Wölfe. Die Steppe um mein Gut herum grünte und blühte in voller Pracht. Die Sonnen-strahlen fielen bereits schräg aus Westen, als ich mich noch gegen Abend auf eines meiner Reittiere setzte, zwei gute Wofshunde an die Leine nahm, um noch ein kleines Inter-mezzo mit Wölfen zu suchen. Ich ritt im hohen Grase hin und her, ohne einen Wolf zu finden. Plötzlich ruckten die Hunde in der Leine, gaben Laut und zogen in langen Sprüngen davon, als ich sie frei ließ. Ich folgte in flottem Tempo, ohne zu-nächst zu wissen, worum es sich handelte. Bald aber erkannte ich einen Fuchs, und nun war der Spah des Gehritts doppelt groß. Meister Reineke legte anfangs ein gewaltiges Tempo vor. Mit der Zeit aber kamen die Hunde ihm doch auf und mußten ihn in einigen Sekunden decken. Da — — war der Fuchs verschwunden! Mitten auf der weiten kahlen Steppe spurlos verschwunden. Daß dieser Fuchs, entgegen den Ge-slogengebieten, mitten in der glatten Steppe einen Bau an-gelegt haben sollte, erschien mir zwar nicht wahrscheinlich, aber eine andere Erklärung für sein plötzliches Verschwinden gab es hier garnicht. Wenn einem Fuchs auch manches Kunst-stückchen zuzutrauen ist, so kann er sich doch nicht unsichtbar machen. Ich stieg also vom Pferde und suchte sorgfältig die Stelle ab, wo er verschwunden war. Und richtig! Ich fand die Mündung einer engen Röhre im hohen Grase auf glattem Boden. Die Röhre war frisch bejahren, also war Meister Reineke hier eingelehrt. Eine Fähe mit Jungen anzutreffen, war nicht anzunehmen, da diese sich für den Wurf einen ge-schützteren und versteckteren Bau sucht oder neu anlegt. Sie ist, da der treulose Rüde sie nach der Kanizeit verläßt, auf sich selbst angewiesen. Es handelte sich hier also sicher um einen einzelnen Rüden. Nachdem ich eine endlich gefundene zweite Röhre verstopft und die Hunde vor der ersten festgelegt hatte, galoppierte ich auf meinen Hof zurück und brachte im Wagen zwei Arbeiter mit Hacken und Spaten, Striden und einem Sad herbei, um den Fuchs auszugraben. Die schräg nach unten laufende Röhre wurde aufgerissen, sie endete be-reits nach etwa zwei Metern in dem sehr kleinen Kessel. Reineke streckte uns kein frohes Gesicht entgegen und schien zu Kompromissen bereit. Ich war solem um so weniger abgeneigt, als ich den Fuchs gern lebendig nach Hause bringen wollte. Es gelang mir auch, ihm eine Schlinge um den Hals zu legen, an der er nun gewaltsam an die Oberfläche gehieft wurde. Dann wurde er wie eine ungeheure Odaliske in der Türkei in den Sad gesteckt, nicht, um wie jene, in die Meeres-tiefe versenkt zu werden, sondern rein äußerlich nach Hause gefahren und dort in einer Hundehütte an die Kette gelegt zu werden. — Der Fuchs wurde bald sehr vertraut und „frak aus der Hand“. Auch mit den Hunden freundschaftete er sich an. Nur verlor die Bestie nie den furchtbaren Gruch, der ihm an-haftete, und der die ganze Luft auf dem Hof verpestete. In-folgedessen wurde doch endlich sein Ende beschlossen. Aber wie sollte er endigen? Ein zahngewordenes Tier zu er-schießen, lag mir nicht. Es sollte also ein Gottesgericht über sein Schicksal entscheiden. Ich ließ ihn am Strid von einem Knecht ein paar hundert Meter weit auf die Steppe führen und folgte mit einigen Hunden zu Pferde. Mit einem weich-ligen Vorprung wurde er freigelassen. Ergriffen die Hunde ihn, bevor er den Wald erreicht hatte, so war er erledigt, im anderen Falle hatte er die Freiheit wiedergewonnen. Das Halsband hatte ich ihm gelassen, um ihn eventuell wieder zu erkennen, wenn er später mal erlegt werden sollte. Der Knecht zog die Leine aus dem Halsring — aber der Fuchs lief nicht fort. Als ich heran kam und nach ihm mit der Peitsche schlug, tat er sich nieder und wedelte mit der Lunte. Die Hunde taten ihm nichts, sie schienen in ihm den alten Kameraden wieder zu kennen. Diese Szene rührte mich, so daß ich ihm die bedingungslose Freiheit schenkte. Aber der Gauner nutzte auch diese nicht aus. In gemessener Ent-fernung folgte er uns, als wir nach dem Gehöft zurückkehrten. Auch das fand ich rührend.

Von diesem Abend an aber wurden in jeder Nacht ein bis zwei Hühner, einmal sogar eine Putz, aus dem Stall ge-stohlen. Meine Wirtschaftlerin klagte Stein und Bein. Stun-denlang habe ich abends vor dem Gehöft, an den Hühner-ställen und Gott weiß wo noch, angelesen, um die undantbare Kanaille unschädlich zu machen. Alles war vergebens! End-lich entdeckte ein Knecht in der Ecke einer Scheune Federn und Schweisspuren eines Huhns. Während ich also drauhen auf ihn lauerte, frak der Fuchs in meiner Scheune meine Hühner auf! — Schließlich aber erreichte ihn doch sein Schicksal. Auf einer Hebe fiel er den Hunden zum Opfer. Er trug noch das Halsband, das ich ihm umgelegt hatte.

Frauen-Zeitung

Günstige Heiratsaussichten für 1940. Man spricht jetzt so viel von den ungünstigen Heiratsaussichten der Frauen, die durch den Krieg noch sehr verschärft worden sind. Die männliche Bevölkerung hat dadurch in der Altersklasse vom 20. bis zum 40. Lebensjahr um rund in Fünftel abgenommen, während die Frauen dieser Altersklassen in ihrer natürlichen Zunahme nicht gehemmt wurden. Es wird aber nicht immer so bleiben, sondern es kommen auch einmal bessere Zeiten für die heiratslustigen Damen. Das ist die tröstliche Vorhersage, die Professor Dresel in einem Aufsatz der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ auspricht. Er weist darauf hin, daß der Geburtenausfall im Kriege sich um das Jahr 1940 in günstigeren Heiratsaussichten für die Frauen bemerkbar machen wird. Wenn man nämlich einen Altersunterschied der beiden Geschlechter beim Heiraten von 4 bis 6 Jahren als normal annimmt, müssen die letzten Jahrgänge der vor dem Kriege geborenen Knaben die Jahrgänge der Mädchen heiraten, die bereits im Kriege geboren wurden. Da die Zahl der Geburten während der fünf Kriegsjahre durchschnittlich auf die Hälfte zurückging, so fehlt also den in den Jahren 1909 bis 1914 geborenen Knaben die Hälfte der Mädchen, die in den Jahren 1915 bis 1919 weniger geboren wurde. Diese Zahl der jungen Damen, die um 1940 in der ersten Hälfte der 20er stehen, ist bedeutend geringer als die Zahl der erwachsenen Frauen in den vorhergehenden Generationen, während die Zahl der jungen heiratsfähigen Männer noch nicht abgenommen hat. Diese Tatsache dürfte nun freilich nicht so deutlich in die Erscheinung treten, wie sie sich zahlenmäßig darbietet, da sich die heiratenden Männer bei ihrer Auswahl nicht auf die vier bis sechs Jahre jüngeren Frauen beschränken werden. Aber bemerkbar machen wird sie sich doch, und der Verfasser knüpft daran die Mahnung, „den jetzt heranwachsenden Mädchen ganz besondere Sorgfalt in der Aufzucht zuzuwenden, um weitgehend alle Umwelt Schäden fernzuhalten“.

Neue Bücher

* „Die Lehre vom Lernen“. Von Walther Howard. (Georg Callmeyer Verlag, Wolfenbüttel.) Dies Buch will nicht durchgesehen, sondern durchstudiert sein. Zwar der Kern der Abhandlung läßt sich auf einfache Formel bringen: wir müssen lernen, den Weg zur Bildung von innen nach außen zu schreiten. Unbewußt ist dieser Weg von bedeutenden Geistern schon immer beschritten, aber die Pädagogik soll lehren, wie man bewußt den Weg geht, den jene intuitiv gegangen sind. Der Verfasser weiß mit bewundernswerter Gründlichkeit und Konsequenz diesen scheinbar so schlichten Inhalt auszubehalten, um das Ziel — ein inneres geistiges Erleben bei dem Schüler zu erreichen. Howard führt uns zur Betrachtung des „Aufnahme-Apparates“ im Menschen, des „Bewegungs- und Benennungs-Apparates“, des „Ich und des Willens“. Auch die physiologischen Wirkungen der Vorstellungen und des geistigen Erlebens werden eingehend geprüft: wie Affekte und Begriffe auf unsere Organe charakteristisch zu wirken pflegen, wie sich der Geist den Körper baut, so daß jede Tugend das ihr entsprechende Organ gesund und jedes Laster dasselbe krank machen muß. So beweist die Lehre vom Lernen „die immer gesuchte Synthese zwischen Religion, Wissenschaft und Kunst, zwischen Wahrheit, Schönheit und Gesetzmäßigkeit“, und muß allen Menschen das zu erreichen möglich machen, was sie ernsthaft suchen. Der Verfasser ist Musikgelehrter, und sein Buch sollte auch von Musikpädagogen gewissenhaft geprüft werden: wird man vielleicht auch nicht in allen Einzelheiten mit Walther Howard übereinstimmen, so wird man ihm doch in der Hauptsache beipflichten müssen und sicher eine Fülle von pädagogischen Anregungen und Aufklärungen gewinnen. O. D.

* „Seltsame Entdeckungsfahrten der Ameisen Emse und Fleck und ihre Folgen“. Eine Erzählung für die reifere Jugend und für alle Naturfreunde. Von Prof. Dr. R. W. Verhoeff. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) In diesem schon äußerlich höchst ansprechenden Werke haben sich ganz ungewöhnlicherweise Naturforscher und Dichter die Hand gereicht. „Wahrheit und Dichtung“ sind zu einem entzückenden Ganzen verwoben. Verhoeff ist allen Fachgenossen als bester Kenner des Gebietes bekannt. Wie er aber auch zu erzählen weiß, davon legt er hier Zeugnis. Die Vermenschlichung der Lebewesen ist nur

so weit durchgeführt, als dadurch nicht der natürliche Boden verlassen wird und absolute Naturwidrigkeiten, wie sie in sonst ähnlichen Erzählungen häufig auftauchen, vermieden sind. Der Leser erlebt nicht nur die Leiden und Freuden, Sorgen und Kämpfe des fleißigen Ameisenölkflein, sondern er betritt auch eine Bühne, auf welcher vernunftbegabte Insektengegeschlechter Ameisen, Hummeln, Käfer u. a. zeigen, was sie verbündet zu leisten vermögen. Bei aller Spannung spüren wir stets den Wissenschaftler, der uns keine Unmöglichkeiten zumutet. Eine Reihe von reizenden, künstlerischen Zeichnungen bilden eine besondere Zierde des Buches.

* Unamuno: „Das Leben Don Quijotes und Sanchos“. (Verlag Meyer u. Jessen, München.) Mit drei Werken, einem philosophischen, einem Novellenband und einem Roman hat Unamuno ins deutsche Sprachgebiet Einzug gehalten; nun liegt als viertes sein zweibändiges Hauptwerk vor, seine berühmte Schilderung vom Leben Don Quijotes und Sanchos Panzas. In dieser großen Umdeutung des unsterblichen Romans des Gervantes vereinigen sich Erzählung und Bekenntnis, Philosophie und Poesie zu einer besonderen dichterischen Schöpfung von höchst persönlichem Reiz, die geistige und formale Eigenart des Dichters und Philosophen Unamuno ins hellste Licht setzend. Denn hier schreiten die beiden Gestalten des Ritters und seines Knappen, durch Unamunos Darstellung zu Jüngern der „spanischen Nationalreligion“ — des Donquixotismus — glorifiziert, ihrer Narrenheit entkleidet, als ergreifende Symbole und gleichzeitig als rührende menschliche Wesen von Fleisch und Blut aus der Vergangenheit in unsere verworrene Gegenwart; kühne Streiter im Kampfe gegen Materialismus und Heuchelei.

* „Die Domherren“. Roman von Nikolai Pleskow. (Übersetzt von Gregor Jarcho. Leipzig, Bessé und Beder Verlag.) Dies ist das Hauptwerk des im Jahre 1895 aus dem Leben geschiedenen russischen Romanschriftstellers Nikolai Pleskow. Das Problem, das Pleskow künstlerisch behandelt, ist uralte und doch immer wieder neu: der Geist kämpft gegen den Buchstaben. Wie Ibsens Pfarrer Brand huldigt der Propst Tuberosow dem Wahlspruch: Alles oder nichts. Und deshalb hat er fortwährend Streit mit seinen vorgesetzten Behörden, die natürlich auf ihrem Schein bestehen. Der Dichter hat es verstanden, uns diesen Charakter menschlich so nahe zu bringen, daß wir kaum noch danach fragen, wofür er kämpft. Wir leben nur den ehrlichen, aufrechten Mann. Groß ist die Zahl eigenartiger Gestalten in diesem wunderbaren Buche, das von einem krausen Humor eigenmächtig beleuchtet wird. Der Verlag hat durch den ausgezeichnet überferten Roman seine Reihe „Romane der Weltliteratur“ mit einer bedeutenden Neuerscheinung bereichert.

* Ilse Leuk: „Am Sanssouci“. Ein Roman aus der friederizianischen Zeit. (Verlag von Martin Bärner, Berlin W. 9.) Auf dem historischen Grunde der friederizianischen Zeit wächst ein Frauen-Schicksal über die Grenzen der Zeit hinaus. Ewig heißt Frauenschicksal: Tragen. Dies Buch ist kein historischer Roman im eigentlichen Sinne, obwohl der Geist der Zeit sehr lebendig wird, kein eigentlich biographischer Roman, denn dazu sind der bekannten Daten viel zu wenig, es ist mehr als beides: ein Schicksalsbuch, streng genommen, zweier Frauen, aber doch der Frau schlechthin. Freunden der Zeit des Großen Königs und Freunden spannender Schicksalserzählungen wird es gleich lieb werden.

* „Grundlegung des Wertunterrichts“. Eine Einführung in Theorie und Praxis. Von Wertlehrer G. Zwienen. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Zum erstenmal werden hier die theoretischen und praktischen Grundlagen des Wertunterrichts dargestellt, wie sie dem Stande der Wissenschaft und der Entwicklung der werktätigen Erziehung in der Gegenwart entsprechen. Nachdem in der Einleitung die grundlegende Problemstellung dargelegt ist, werden die verschiedenen Bildungsaufgaben behandelt, die dem Wertunterricht im besonderen zukommen. Es wird so dann gezeigt, wie die Psychologie in den Dienst des inneren Aufbaues der werktätigen Erziehung gestellt werden kann. Die Einrichtung der Schülerwerkstatt wird ebenso berücksichtigt, wie das verwandte Material und die Werkzeuge zu seiner Bearbeitung. Ein Jahresarbeitsplan in Papier- und Pappegestalt ist beigegeben. Die Idee der werktätigen Erziehung erfährt durch diese Veröffentlichung eine wünschenswerte Erweiterung und Vertiefung.

* Hermann Siegfried Rehm: „Dastausendjährige Reich“. Historischer Roman. (Verlagsbuchhandlung J. Solzwarth, Bad Rothenfelde.) Der Roman ist eine Neuformung des großen dreiteiligen historischen Gemäldes „Der König von Zion“ und behandelt den imposanten Stoff des Wiederkäuferdramas in Münster, die Geschichte des Jan Bodelson, gen. van Leyden, und sein blutiges Ende.